

Zum Sonntag

Herbstgedanken

Die Blätter sind gefallen. Eine unnütze Ware scheinen sie geworden. Der Wind treibt sein tolles Spiel mit ihnen. Kahl stehen die Bäume. Es ist, als streckten sie in Scham und Trauer ihre entblühten Arme flehentlich gen Himmel. Sind sie nicht ein Sinnbild der vielen, denen jähres Schicksal alle Hoffnungen gestohlen hat? Wie ein Keil lagert über ihrem Gemüt das Bangen um Morgen. Berwundert und beschämt stehen sie in der Erinnerung an die strahlenden Bilder, die sie sich einst vom Leben erdachten. Welt und unnützlich sind diese Bilder geworden, die einst Verheißung des Kommenden schienen. Welt und unnützlich wie die Blätter des Herbstes!

Aber die Bäume sind nicht tot. Sie rüsten zu einem neuen, schmutzprangenden Gang. Die lahmen, hilflos stehenden Aeste werden wieder ihr Kleid empfangen, wenn die Sonne aus ihrem winterlichen Gefängnis emporsteigt zum nächsten jauchzenden Siegeszug. Was stieren wir trauernd in die Blätterdürre verwehter Hoffnungen? Als könnte Gott uns nicht Erfüllung schenken, wenn wir es nicht bedachten! Oder rechnen wir so wenig mit seinem Regiment, daß wir ihm das nicht zutrauen? Aber wenn nun doch der Helfer verzieht? Wenn das Grau der Tage bleibt? Können wir wirklich so reden, nachdem Christus dieser Welt geschenkt worden ist? Sein Kommen und Gehen ist nicht ein Ereignis der Geschichte, wie jedes andere auch, vergänglich, vergessen. Sondern seitdem ist ein Feuer angezündet auf Erden, ein Licht ist da, in dessen Schein ein jedes treten darf. Hier wird den Sorgen der Zukunft in die Zukunft Licht. Und die Wagenden, denen noch keine Enttäuschungen die Tatkräft lähmen konnte, empfangen hier das rechte Augenmaß für das, was wirklich groß genannt zu werden verdient in ihrem Leben.

Lassen wir darum die trüben Herbstgedanken fahren! Das Zeichen einer ewigen Hoffnung ist unter uns ausgerichtet. Unsere Sache ist es, zu ihm zu stehen, selber hoffnung- und lichtspendende Menschen zu werden. Und ist das nicht ein gewaltiger Auftrag? Selig, die ihn erfüllen!

S. E.

Wochenrundschau

Den 25. Oktober 1934

In dem Augenblick, in dem das Reichsfinanzministerium die neuen Steuererlasse verkündet, die mit fühnem Griff erhebliche Entlastungen der Steuerpflichtigen wagen, ist eine Untersuchung, die das Institut für Konjunkturforschung über die öffentlichen Finanzen herausgibt, sehr willkommen. Zusammenfassend stellt dieser Bericht fest, daß die Entwicklung der öffentlichen Finanzen in den ersten Monaten des Fiskaljahres 1934/35 durchaus den Erwartungen entspricht, von denen bei allen wirtschafts- und finanzpolitischen Maßnahmen seit Beginn der aktiven Konjunkturpolitik ausgegangen wurde.

Vor allem hat sich von April bis Juli 1934 trotz des Mehraufwandes, der sich aber im Rahmen der gegenüber 1933 erhöhten Voranschläge hält, ein Einnahmeüberschuß von 6,8 Mill. RM. ergeben, während in der gleichen Zeit des Vorjahres ein Ausgabenüberschuß von 29,5 Mill. RM. vorhanden war. Das bedeutet eine Verbesserung des Abschlußergebnisses um rund 36 Mill. RM. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Ausgaben des Reiches in den erwähnten Monaten des laufenden Jahres die der gleichen Vorjahreszeit um 541,2 Mill. RM. überstiegen. Den größten Anteil an diesen Mehraufwendungen haben die Ausgaben für die Einlösung von Steuergutscheinen (265,8 Mill. RM. gegenüber 0,1 Mill. RM.), die Sachausgaben der Reichsverwaltung mit 455,6 gegenüber 298,3 Mill. RM. und die Zuschüsse zu den Kosten des freiwilligen Arbeitsdienstes in Höhe von 104,5 Mill. RM., die im 2. Quartal 1933 überhaupt noch nicht vorhanden waren. Bemerkenswert ist auch, daß für Verzinsung und Tilgung der Reichsschuld 97,2 Mill. RM. mehr aufgewendet wurden als im vergangenen Jahre. Sie hängen mit der letzten Anleihekonversion zusammen, haben aber nur buchmäßige Bedeutung, da ihnen auf der Einnahmenseite 209,3 Mill. RM., also eine wesentlich höhere Betrag für Anleiheentlastungen, gegenüberstehen. Die sonstigen Ausgaben des Reiches sind, von einigen kleineren Kosten abgesehen, unter den Ziffern der Monate April bis Juli 1933 geblieben. Uebersaus erhellend ist es, daß die Steuereinnahmen beträchtlich gestiegen sind. Sie betragen April bis Juni 1933 2197,1 Mill. RM., 1934 2569,9 Mill. RM., also 372,8 Mill. RM. mehr als im Vorjahre. Nach Abzug der natürlich auch entsprechend gestiegenen Steuerüberweisung an die Länder blieb für das Reich immer noch in diesem Jahre ein Mehrertrag gegenüber dem vorangegangenen in Höhe von 248,8 Mill. RM. In diesen Ziffern drückt sich deutlich aus, daß die aktive Konjunkturpolitik der Reichsregierung Früchte zu tragen beginnt.

In diesem Zusammenhang darf auf die Rede Dr. Schachts vor der Betriebsgemeinschaft der Deutschen Reichsbank hingewiesen werden, wo er als Grundsatz der Reichsbank herausstellte, daß das Geld Diener und nicht Herr der Wirtschaft sein soll. Kapital sei keineswegs ein Fehlen Papier, sondern das Ergebnis von Arbeit und Sparen. Diese gefunden Ansichten haben weitesten Beifall gefunden und sind Gewähr dafür, daß hinter den Bemühungen Dr. Schachts, an der Unversehrtheit der deutschen Währung nicht rütteln zu lassen, ein einiges Volk steht.

Die Reichsreform marschiert in Riesenschritten. Das Reichsjustizministerium ist mit dem preussischen Justizministerium verschmolzen worden. Das Reichsministerium des Innern wird zum 1. November mit dem gleichen Ministerium in Preußen zu einer Arbeitseinheit vereinigt. Um diese Probleme hat man früher jahrelang gekämpft, ohne einen Fortschritt zu erzielen. Durch das Gesetz vom 30. Januar ds. Js. über den Wiederaufbau des Reiches sind die Wege

geeignet. Zur inneren Einheit des deutschen Volkes wird nun die Verwaltungseinheit geschaffen. Nur das preussische Finanzministerium kann vorerst noch seine Selbständigkeit behaupten. Der Dualismus Reich-Preußen ist überwunden. Der einheitliche geschlossene Verwaltungsapparat ist die Voraussetzung und das Mittel für eine Durchdringung des gesamten Reichsgefüges mit einem einheitlichen Willen, nämlich dem des Führers und Reichstanzlers.

In der europäischen Politik sind noch viele Probleme in der Schwebe. Die Reise des ungarischen Ministerpräsidenten Gombos nach Polen und der Abschluß eines kulturellen Abkommens, sowie die Umbahnung wirtschaftlicher Verhandlungen haben im Lager der französischen Politik erhebliche Beklemmung verursacht. Dies umso mehr, als Gombos dieser Tage nach Wien und Rom fährt und sein Außenminister bereits mit Mussolini verhandelt hat. Die Kleine Entente fühlt sich durch die ungarische Aktivität gleichfalls ins Hintertreffen veretzt und ihre Wichtigtuerei anlässlich der Belgrader Konferenz nach der Besetzung König Alexanders wird nicht allzu ernst genommen. Kamentsch in Italien nicht. In einer Erklärung stellt die Kleine Entente fest, daß es sich beim Marzeller Nord um ein Verbrechen handle, das unter dem Einfluß von Kräften erfolgte, die außerhalb der Grenzen arbeiteten. Sie fordert Zusammenarbeit aller Staaten, damit die Verantwortlichkeiten festgestellt werden könnten. Auch die Balkanpakt-Staaten haben sich dieser Erklärung angeschlossen. Sie soll bedeuten, daß eine internationale Untersuchung des Marzeller Anschlags zu erfolgen hat und gegebenenfalls auch die Verhängung und Durchführung von Sanktionen. Der Beschluß trägt eine deutliche Spitze gegen Ungarn, das aber sehr leicht in der Lage sein dürfte, sich von den gemachten Vorwürfen zu reinigen. Die Forderung der Untersuchung dient politischen Zwecken, worüber die französische Presse eingehend unterrichtet. Aber diese Untersuchung wird wohl nicht stattfinden, weil gerade dadurch verschiedene Mächte der Kleinen Entente scharf unter Scheinwerferlicht gestellt würden. Es ist einwandfrei festgestellt, daß die unheilvollen Schüsse von Marseille von Terroristen des Balkans abgegeben wurden, die in Südslawien, Griechenland, Bulgarien und Albanien leben, und die sich als Mazedonier bezeichnen und sich überall als unterdrückte Minderheiten fühlen.

Das Kräftepiel zwischen Italien und Frankreich um den Einfluß im europäischen Osten geht unvermindert weiter. Italien wird an der unbedingten Unterstützung Ungarns festhalten. Die Komreise Lavals, der Barthous Pläne weiterführen sollte, ist bisher immer wieder verschoben worden. Ob dies damit zusammenhängt, daß das Echo von Marseille die europäischen Fragen zurück- oder neu aufgeworfen hat, sei dahingestellt. Jedenfalls sind neue mühselige Verhandlungen notwendig, um die Dinge soweit zu bringen, daß Herr Laval in Rom die Ernte der ersehnten lateinischen Union einheimen kann. Wohl war König Alexander der Entspannung zwischen Belgrad und Rom grundsätzlich günstig gestimmt. Aber die Zwischenfälle haben wie drüben haben den gebahnten Weg wieder verschüttet. Die neue südslawische Regierung Azunowitsch will sich zunächst einmal auf die innerpolitischen Probleme werfen und die Festigung des jugoslawischen Staates weiter treiben, d. h. alle opponierenden Volksteile der Serben, Kroaten und Slowenen zusammenschweißen. Auch in Paris tritt man Italien gegenüber etwas kurz. Man erkennt, daß Mussolini seinerzeit die Revisionsfrage aufgeworfen hat, die namentlich für die Kleine Entente ein „Nähr mich nicht an“ ist. Wenn also Herr Laval in Rom auch in den Spezialfragen, die zwischen Frankreich und Italien in Afrika zu regeln sind, großes Entgegenkommen zeigen kann, in den europäischen Problemen ist er der Fordernde. Darin liegen die Hindernisse. Dazu kommt, daß die innere Politik Frankreichs in einer Krise steht, die durch das Reformprogramm Doumergues zum Ausbruch kam. Die Radikalsocialisten als stärkste Partei wollen nichts oder nur wenig von den parlamentarischen Rechten preisgeben, sie sind Gegner eines Kurzes, der auch nur teilweise autoritär genannt werden könnte.

Die Sieger im Luftrennen England - Australia haben eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 289 Kilometer in der Stunde erzielt. Am gleichen Tage, an dem sie unter dem Beifall einer begeisterten Menge am Ziel ihrer Luftfahrt landeten, hat der italienische Unterleutnant Francesco Agello seinen bisherigen Stundenrekord von 682 Kilometer gebrochen und eine neue Stundenleistung von über 700 Kilometer erreicht. Fest steht somit, daß wir heute schon Fluggeschwindigkeiten haben, die mehr als doppelt so groß sind als die Höchstzeit der Sieger im Australienflug. Stellen wir daneben die Tatsache, daß die Gebrüder Hunter (Amerika) einen vierundzwanzigtägigen Dauerflug vollführt haben, daß der Höhenweltrekord des deutschen Segefliegers Dittmar 3850 Meter beträgt und daß der Stratosphärenflieger Piccard mit seinem Ballon die 16 000-Metergrenze überschritten hat, so zeigt sich ganz eindeutig, daß wir nunmehr genötigt sind, unsere Begriffe und Anschauungen über Verkehrswege und Verkehrsmöglichkeiten einer vollständigen Revision unterziehen müssen.

Noch vor wenigen Jahren mußten wir uns hüten, namentlich angesichts der Erfolge der deutschen Luftschiffe „Z. R. III“ und „Graf Zeppelin“ in allzu phantastische Projekte über den Ausbau des Luftverkehrs zu geraten. Heute sehen die Dinge vollkommen anders aus. Dr. Gaener verhandelt bereits mit amerikanischen Stellen über den Ausbau eines ständigen Luftschiffverkehrs zwischen Deutschland und Amerika nach Herstellung des neuen Zeppelins „Z. 129“, der eine Parallele zu dem bereits bestehenden Verkehr zwischen Deutschland und Südamerika darstellen soll. Daß sich dieser bereits mit fahrplanmäßiger Pünktlichkeit seit drei Jahren vollzieht, ist der beste

Beweis für die Verwendbarkeit starrer Luftschiffe. Zwei amerikanische Luftschiffahrtsgesellschaften sind dieser Tage mit neuen Verkehrsprojekten an die Öffentlichkeit getreten, von denen die nördliche und die südliche Halbkugel erfasst werden soll. Die Jagd um den Erdball beginnt von neuem, nur daß sie nicht mehr auf die Erdoberfläche gezwungen ist, sondern durch den Lufstozjan ausgeführt wird. Unsere Erde ist tatsächlich kleiner geworden. Columbus brauchte zur Ueberquerung des Atlantischen Ozeans siebzig Tage. Das erste Dampfschiff legte im Jahre 1858 die gleiche Strecke in sechszwanzig Tagen zurück, während ein moderner Dampfer heute den Atlantik in fünf Tagen bezwingt. Edener hat auf seinen verschiedenen Amerikafahrten im Mittel dreieinhalb Tage gebraucht.

Noch plastischer treten uns die Beschleunigungen vor die Augen, wenn wir uns bekannte Strecken ansehen. Berlin-Hamburg war in den ersten Zeiten der Eisenbahn fast eine Tagesreise. Heute fährt man mit dem „Liegenden Hamburger“ in den ersten Vormittagsstunden hin und kehrt zum Abendessen wieder zurück, wobei genügend Zeit zur Erledigung von Verhandlungen bleibt. Die besten Schnellzüge brauchen von Berlin bis Frankfurt a. M. sechs bis sieben Stunden, die neuen Blisflugzeuge bewältigen die gleiche Strecke in 85 Minuten. Wohin man blickt schrumpfen die Entfernungen der Erde zusammen, sowie sie mit Hilfe der Flugtechnik bezwungen werden. Die letzte Erkenntnis der jüngsten Fortschritte der Lufttechnik ist aber die, daß das Zeitalter des Dampfes nach und nach aber unaufhaltsam durch das des Motors abgelöst wird.

Fingtaus Heldenkampf

Fünfzehn Jahre war Fingtau in deutschem Besitz und bildete den Flottenstützpunkt in Ostasien. Deutsche Energie und deutscher Fleiß hatten aus dem bis dahin fast völlig unbefannten Ort einen Platz geschaffen, der sich eines ansehnlichen Handels erfreute und demgemäß bald ein Objekt des Neides aller in Ostasien sitzenden Kulturnationen war. Raum war der Weltkrieg ausgebrochen, da ging am 18. August 1914 ein Ultimatum der japanischen Regierung ein, das nichts weniger verlangte als erstens sofortige Entfernung aller deutschen Kriegsschiffe aus den japanischen und chinesischen Gewässern und zweitens bedingungs- und entschädigungslos Uebergabe des gesamten Nachtgebietes von Kiautschou bis spätestens 15. September an die Japaner, damit diese es eventuell (?) an China zurückgeben könnten. Eine Antwort erübrigte sich, Japan vermehrte die Zahl unserer Kriegsgegner.

In Fingtau, das bereits im Frieden sowohl auf der Land- wie nach der Seeseite befestigt worden war, war man naturgemäß seit Bekanntwerden der deutschen Mobilmachung nicht müßig gewesen, und als das Ultimatum einging, da steigerte man die Widerstandsfähigkeit des Platzes soweit als irgend denkbar. Welch trefflicher Geist die tapfere Besatzung befehlte, erhellt am besten aus dem am 20. August in Berlin eingehenden Telegramm: „In Bestätigung der Mitteilung des japanischen Ultimatus siehe ich für Pflichterfüllung bis aufs äußerste ein. Der Gouverneur.“

Der heldenmütige Gouverneur, der dieses echt deutsche Telegramm abhandelte, war der Kapitän zur See Meyerwald, der zugleich Chef der Militär- und Zivilverwaltung und Befehlshaber der Streitkräfte an Land war. Diese waren naturgemäß sehr gering, denn sie waren ja nur auf einen Angriff von chinesischer Seite her zugeschnitten. So befanden sich in den nach Land- und Seeseite gerichteten Batterien 94 Geschütze, und die Zahl der Streiter, die der Gouverneur im Höchstfall zusammenbringen konnte, belief sich auf rund 4500 Köpfe. An Truppenteilen befand sich in Fingtau das 3. See-Bataillon unter Oberstleutnant von Reisinger, das aus fünf Kompagnien (davon die 5. beritten), einer Marine-Feldbatterie, einer Pionier-Kompagnie und zwei Maschinengewehrtruppen bestand, sowie das Ostasiatische Marinebataillon in Stärke von drei Kompagnien unter Oberstleutnant Ruhl. Dazu kam noch die vier Kompagnien starke Matrosenartillerieabteilung Kiautschou unter Fregattenkapitän Haß.

Am Mittag des 23. August lief das japanische Ultimatum ab, und bereits am 2. September landeten die Japaner. Starke Ueberschwemmungen hinderten ihr sofortiges Vorgehen, ein Glücksfall für die kleine Schar der Verteidiger, die sich nun ganz auf den Angriff von der Landseite her einstellen konnte. Zu den Japanern stieß noch eine Abteilung Engländer, und es waren etwa 62 000 Mann, die sich am 29. September in Bewegung setzten, um 4500 deutsche Helden zu überwältigen. Am letzten des Monats gaben die deutschen Außenabteilungen beschlugs-gemäß dem Druck nach und zogen sich auf die Festung zurück, die nunmehr eingeschlossen war. Schon bei diesen ersten Zusammenstößen, die dem Angreifer erhebliche Verluste kosteten, hatte der Japaner erkennen müssen, daß ihm hier Männer gegenüberstanden, die zum äußersten entschlossen waren. Man versuchte dem Gouverneur eine Uebergabe unter Zusage ehrenvoller Bedingungen schmacht zu machen, was aber von dem wackeren Kapitän schroff abgelehnt wurde.

Am 29. Oktober begann die Beschießung des Platzes von der Seeseite und zwei Tage später folgte die von der Landseite her. Wie gern hätte man dem Mikado, der gerade in diesen Tagen Geburtstag hatte, Fingtau als Ehrengabe zu Füßen gelegt. Aber diese Rechnung war ohne die Unbeugsamkeit der Verteidiger gemacht. Diese ließen sich durch das Bombardement in keiner Weise schrecken, sondern taten unentwegt ihre Pflicht, und als der Feind am 2. November verlor, sich Fingtaus mit stürmender Hand zu bemächtigen, da wurde er mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Jedem der deutschen Streiter war natürlich klar, daß sich der Platz auf die Dauer nicht halten konnte. Munition und Lebensmittel wurden immer knapper, und in den Batterien fiel ein Geschütz nach dem anderen den feindlichen Granaten zum Opfer. Am 4. November fiel das erste Werk in Feindeshand. In der Nacht vom 6. zum 7. November setzte ein gewaltiger Massenangriff ein.

Wohl wehrten sich die Helben bis zum Aeußersten, aber der Uebermacht gelang es, die innere Befestigungslinie zu durchbrechen, und damit war Tjingtau verloren. Schwersten Herzens mußte sich der tapfere Gouverneur dazu entschließen, die Festung zu übergeben. Am 9. November zogen die Japaner in Tjingtau ein.

Die schönste Trophäe aber fiel ihnen doch nicht in die Hände, die Fahne des 3. See-Bataillons. In schwerem Kampf hatte sie dem waderen Bataillon vorangeweht, doch als man sah, daß es zu Ende ging, da wollte das Bataillon lieber kein Heiligtum dem Flammentod weihen, als das vom Kriegsherrn anvertraute Ehrenzeichen in Feindeshand fallen lassen. Nur einige Teile, nämlich die Spitze, der Fahnenring und das vom Prinzen Heinrich geschenkte Ehrenband konnten gerettet werden. Oberleutnant zur See Blüschow, der Illeger von Tjingtau, war der Held, der dies vollbrachte. Diese Reste bilden heute eines der schönsten Schmuckstücke an der Ehrenwand im Museum für Meereskunde in Berlin.

Rittmeister a. D. E. Fiebig.

Englische Werbung in Skandinavien

Der Besuch Edens in Stockholm — Wirtschaftliche und politische Bestrebungen und das nordische Verteidigungsproblem
Von Dr. Friedrich Meißner.

Der englische Lordsegelebewahrer Kapitän Anthony Eden wurde kürzlich in der schwedischen Hauptstadt mit offenen Armen empfangen. Er kam als Abgesandter seines Landes, um die Möglichkeit einer engeren Fühlungnahme politischer und wirtschaftlicher Art zwischen England und den drei skandinavischen Ländern mit schwedischen Regierungsvertretern näher zu untersuchen. Schon anlässlich seines jüngsten Besuchs in Kopenhagen hatte Lord Eden das Gemeinsame zwischen seinem Vaterlande und den nordischen Ländern in der „insularen Lage“ gekennzeichnet und damit der skandinavischen Presse loszusagen das Stichwort für die Würdigung seiner Nordlandreise gegeben. Denn es handelte es sich bei seinem Besuch der dänischen und norwegischen Hauptstädte nicht um eine reine Höflichkeitsschikane, sondern in erster Linie um den Ausbau der englisch-skandinavischen Handelsbeziehungen. Gewohnt, im Trüben zu fischen, hält die britische Wirtschaftspolitik es auch jetzt für angebracht, ihre Erfahrung für den durch Devisenschwierigkeiten in seiner Entfaltung im Auslande gehemmten deutschen Skandinavien-Export zu spielen.

Verfolgt man die englische Tagespresse, so erhellt aus ihren Bemerkungen zur Edenreise nach den skandinavischen Ländern vor allem die wirtschaftliche Seite dieser Diplomatenfahrt. Sie läßt sich kurz auf die Formel bringen: Schaffung einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft zwischen England und den nordischen Ländern. Mag man es im Foreign Office zur Zeit auch für richtig halten, nach außen hin den Eindruck zu erwecken, als handelte es sich bei dieser Reise des Lordsegelebewahrers nur um eine rein privater Natur, so weiß doch die Öffentlichkeit Englands so gut wie die der skandinavischen Länder, daß Lord Eden, der vielbeschäftigte britische Unterhändler bei schwierigen diplomatischen Verhandlungen, nicht nach Kopenhagen oder Stockholm kam, um etwa verspätet der berühmten dänischen Hofschaffnerin Bodil Ipsen zu ihrer Jubelfeier oder dem Professor Olaf Morales zu seinem 60. Geburtstag Artigkeiten zu sagen.

Gehört Mister Eden auch noch zu den britischen „Ministern ohne Portefeuille“, so zählt er dennoch zu den maßgeblichen Männern der heutigen Londoner Regierung. So ist es nicht weiter abwegig, wenn man annimmt, daß der Reise des Lordsegelebewahrers auch noch eine politische Absicht zugrunde lag. Wie man weiß, ergaben sich bereits vor einiger Zeit gewisse übereinstimmende Auffassungen des schwedischen Außenministers Sandberg und Lord Edens in der leidigen Abrüstungsfrage. Man geht deshalb wohl nicht fehl in der Annahme, daß zum mindesten in Stockholm eingehend über Englands Haltung zum skandinavischen Verteidigungsproblem der Gegenwart gesprochen worden und hier von der machtpolitischen Seite aus die natürliche Verbindung zwischen Deutschland und den nordischen Ländern unter eine englische Lupe genommen worden ist. Wer die Weitsichtigkeit der britischen Außenpolitik berücksichtigt, kommt unweigerlich zum Schluß, daß sowohl in Kopenhagen als auch in Stockholm die Frage erörtert worden sein muß, wie es möglich sein wird, das Ostseegebiet in bestimmte englische Zukunftskombinationen miteinzubeziehen. Ob beispielsweise in Anwesenheit Lord Edens auch die sehr delikate Islandfrage, die neuerdings für die britische Admiralität ein besonderes Interesse erhalten hat, in Kopenhagen berührt worden ist, entzieht sich der Kenntnis der dänischen Öffentlichkeit. Daß jedenfalls über skandinavische Verteidigungsfragen anlässlich des Besuchs Lord Edens ausführlich verhandelt worden ist, geht unter anderem aus den lebhaften Diskussionen der dänischen, schwedischen und finnischen Tageszeitungen hervor, die sich besonders eifrig mit der Frage der Wiederbefestigung der Alandsinseln und der Möglichkeit, den Sund militärisch zu sperren, beschäftigten.

Soweit bisher verlautet, hat angeblich die schwedische Regierung die Gelegenheit noch nicht wahrgenommen, amtlich zu dieser Frage Stellung zu nehmen und ihren Standpunkt in der Öffentlichkeit des Landes zu vertreten. Was insbesondere die Streitfrage der Wiederbefestigung der Alandsinseln betrifft, die seinerzeit von den Russen gegen etwaige deutsche Flottenangriffe verhältnismäßig stark befestigt, später aber planmäßig zerstört wurden (auf Grund eines internationalen Abkommens vom Jahre 1921), so wird heute das Fehlen jeglicher Verteidigungsmöglichkeiten auf dieser Inselgruppe sowohl von Schweden als auch dem sich ständig von der Sowjetunion bedroht fühlenden Finnland sehr offenerzig bebauert. Hinzu kommt die für gesamt-skandinavische Interessen abträgliche Stellung der marxistisch geführten dänischen Staatsregierung, die bisher der Bildung einer gemeinsamen skandinavischen Verteidigungsfront hindernd im Wege gestanden hat.

Alles in allem gewinnt man den Eindruck, daß die Reise des Lordsegelebewahrers Eden vom Standpunkt britischer Außenpolitik nicht vergeblich gewesen zu sein scheint.

Wenn Königskinder heiraten

Ein Herzogtum als Hochzeitsgeschenk — Mehr als 2000 Hochzeitsgäste

Von Wilhelm Ackeremann

Nur wenige Wochen noch, und England wird im Festesjubiläum schwimmen. Führt doch dann der vierte Sohn des

Herrscherpaares, heute noch einfach als Prinz Georg bekannt, die griechische Königstochter heim, und im ganzen Lande rüstet man schon jetzt zu dieser Feier.

Schon werden in der Kanzlei des Erzbischofs von Canterbury, der die Trauung in der altherwürdigen Westminster-Abtei vornehmen wird, die Gästeliste gepflegt, mit denen der Trauschein unterzeichnet werden wird, eine Urkunde, genau nach historischen Vorbildern kalligraphisch schön ausgeführt. Dem Erzbischof werden die Bischöfe von London, Oxford und Winchester zur Hand gehen, während zwei Brüder des Bräutigams, der Prinz von Wales — wer weiß übrigens, daß er auf den schönen Namen David hört — und der Herzog von York, als Trauzengen auftreten.

Da das Haus Sachsen-Koburg, von dem ja auch die englische Königsfamilie einen Teil bildet, eine weit verzweigte Verwandtschaft besitzt, wird allein die Zahl der zur Hochzeit geladenen Angehörigen außerordentlich groß sein, zumal ja auch Prinzessin Marina — die übrigens keinen Tropfen griechischen Blutes in ihren Adern fließen hat — mit zahlreichen Fürstentöchtern verwandt ist. Dazu kommen die zahlreichen Mitglieder des englischen Hochadels. Es kann also damit gerechnet werden, daß der Festzug, der sich nach der Trauung zum Buckingham-Palast bewegen wird, rund 2000 Personen umfassen wird.

Eine derartige Feier dürfte den König von England, der die Kosten für die ganzen Hochzeitsfeierlichkeiten aufzubringen hat, ein schönes Stück Geld kosten, und seine geschäftstätigen Landeslinder sind denn auch schon eifrig dabei, auszurechnen, auf wie viel ihrem teuren Landesvater die Sache wohl kommen wird. Hunderttausend Mark gelten dabei noch als mäßige Schätzung, die weder die Hochzeitsgeschenke des Königspaares noch die kostbaren Roben enthält, die Königin Mary bei der Hochzeit selbst und bei den drei sich daran anschließenden Empfängen tragen wird.

Daß die Geschenke sehr kostbar sein werden, steht natürlich fest, wenn auch die Verleihung der Herzogswürde von Kent an den Prinzen Georg, die der König kürzlich schon vorweg als Hochzeitsgeschenk ausgesprochen hat, weiter keine Unkosten mit sich bringt. Im übrigen erhält das junge Paar eine vollständige Ausstattung in Tafelsilber und -kristall, sowie wertvolle Juwelen, die Prinzessin Marina auf den Hoffestlichkeiten tragen wird.

Dies alles fällt, wie gesagt, nicht unter die erwähnten Hunderttausend, die gehen für ganz andere Dinge drauf. So z. B. ein recht beträchtlicher Teil, 150 000 Mark, allein für Rum, Genever und anderen Schnaps für die Flotte, die am Abend des Hochzeitstages natürlich auf das Wohl des jungen Paares trinken muß. Die Bekanungen der „Queen Elizabeth“, „Iron Duke“ und „Hawkins“, auf denen Prinz Georg seinerzeit Dienst getan, werden noch durch eine Extraration erfreut werden.

Natürlich wird man auch das Landheer und die Luftflotte nicht vergessen. In den Offizierskasinos und in den Kantinen aller Regimenter werden Sekt, Wein und Bier in Strömen fließen, alles natürlich zu Lasten des großzügigen Königs Georg, der dafür, daß er eine so nette Schwiegertochter bekommt, nach aller Ansicht gern einmal tief in den Säckel greifen kann.

Einen nicht unerheblichen Betrag verschlingt auch die Errichtung der Tribünen für die Ehrengäste bei der Westminster-Abtei, wofür 20 000 Mark ausgeworfen sind. Demgegenüber können die sonst häufig recht beträchtlichen Aufwendungen für Blumenjähme innerhalb der Kirche als erstaunlich niedrig gelten, denn abgesehen von zwei Vasen mit Lilien werden keine Blumen zu sehen sein. Da wir gerade bei der Kirche sind, sei erwähnt, daß für das Läuten der Glocken vor, während und nach der Trauung 250 Mark vorgezogen sind.

Was das Fest aber so besonders teuer macht, ist der Wunsch des Königspaares, es in einem möglichst großen Kreise feiern zu lassen. So schick jedes Regiment, das nicht in London in Garnison liegt, eine Abordnung zu den Hochzeitsfeierlichkeiten; die Reise bezahlt der König. Die Ehrenwache für den Bräutigam werden voraussichtlich keine alten Kameraden von der Marine stellen. Es läge nahe, für die letztgenannten Kosten das englische Schahamt aufkommen zu lassen, dem steht indessen eine gesetzliche Bestimmung entgegen, wonach die Staatskasse allein die Kosten für die Hochzeit des Königs, des Kronprinzen und der ältesten Tochter des Königs zu tragen hat. Also muß der letztere zahlen, und er zahlt auch wahrhaft königlich. Hat er doch allein für kleine „Nebenausgaben“ wie Kerzen und ähnliches 500 Mark vorgezogen.

Einen recht erheblichen Betrag machen dann die Empfänge sowie die Geschenke an die Pächter der königlichen Domänen am Hochzeitstage aus. Man rechnet dafür mit 50 000 Mark. Einer der Empfänger gilt dem Personal der Schlösser Windsor und Sandringham sowie des Buckingham-Palastes. Ein anderer den persönlichen Freunden des Brautpaares und den Inhabern der hohen Hofämter mit ihren Damen. Ein letzter endlich den Mitgliedern der Regierung, des diplomatischen Corps und anderen prominenten Persönlichkeiten des Landes. Hierfür allein rechnet man mit tausend Geladenen. Die Tischkarten dürften sich auf rund 15 000 Mark stellen, noch teurer aber wird der Hochzeitsstuden, der bei dem „Königlichen Frühstück“ ausgeschnitten werden wird. Denn seine oberste, dünn glacierte Schicht birgt nach englischer Sitte goldene Erinuerungstücker für die Gäste.

Der Mann, der Nord- und Südpol sah

Amundsens Hütte in der Tscheljuskin-Bucht entdeckt

Aus Moskau trifft die Nachricht ein, daß von einer sowjetrussischen Forschergruppe, die im Polarmeer in der Tscheljuskin-Bucht überwinterte, ganz in der Nähe ihrer eigenen Behausung am 7. August dieses Jahres die Hütte Amundsens entdeckt worden ist, die der Norweger mit seiner Maud-Expedition im Jahre 1919 erbaute. Man fand in dieser Hütte noch Konjerven-Vorräte, die zum Teil von Eisbären angegriffen waren, einiges Inventar und noch mehrere gut erhaltene Notizbücher. Amundsens Begleiter, die Polarforscher Gessen und Knudsen, haben wenige Tage vor ihrem Ende, das in der Nähe der Hütte erfolgt sein muß, am 15. Oktober 1919 die letzten Nachrichten von ihrem Aufbruch eingetragen.

Die zufällige Auffindung der Hütte lassen die Erinnerung wach werden an den norwegischen Nationalhelden, der vor nunmehr acht Jahren den Tod im ewigen Polareis gefunden hat. Er war der erste Mensch, der beide Pole der Erde gesehen hat, und war der letzte, der die Fahrten in die Regionen des ewigen Schweigens noch mit den alten Mitteln, mit Schiff und Schlitten, unternahm und wiederum als erster zu seiner Forschungsreise Flugzeug und Luftschiff benutzte.

Am 16. Juli 1872 wurde er in Borae (Norwegen) ge-

boren. Er war 17 Jahre alt, als Fridtjof Nansen im Mai 1889 von seiner Expedition zurückkehrte, die ihn auf Svalbard durch Grönland geführt hatte. Sein Wunsch war es, dem berühmten Forscher nachzueifern und als Nansen wiederum eine Expedition auszurüsten, meldete sich Amundsen freiwillig dazu. Nur die Bitten seiner weinenden Mutter konnten ihn bewegen, dahaim zu bleiben. Doch nun galt sein ganzes Streben der gründlichen körperlichen und geistigen Vorbereitung für die Ziele, die er sich für die Zukunft bereits gestellt hatte. Jahrelang fährt er mit Seehundsfängern hinaus in die arktischen Gewässer zur Robbenjagd und gewöhnt sich so an die dort herrschenden Witterungsverhältnisse. Er macht sein Examen als Kapitän auf lange Reisen und ist nach dem Tode seiner Mutter frei für sein großes Vorhaben.

Als 25jähriger fuhr er als Steuermann der „Belgica“ zum Südpol, machte später Studien, die sich besonders mit erdmagnetischen Messungen beschäftigten. Er wollte die Lage des magnetischen Nordpols genau ermitteln und unternahm mit der kleinen Yacht „Gjøa“ in den Jahren 1903/06 eine Fahrt, die sich zur zweiten Bewältigung der Nordwestpassage auswuchs. Er veröffentlichte darüber im Jahre 1907 sein bekanntes Buch „Die Nordwestpassage“.

Einige Jahre später beabsichtigte er, Nansens Treibfahrt mit der „Fram“ zu wiederholen und unternahm einen Vorstoß zum Südpol. Er landete im Januar 1911 auf der Rossischen Eisplatte und versuchte, sich auf Hundeschlitten dem Südpol zu nähern. Acht Wochen dauerte der daran anschließende Marsch über das Inlandseis, und am 14. Dezember 1911 erreichte er den südlichsten Punkt des Erdballs, wo er Norwegens Flagge hießte. Damit war er seinem großen Konkurrenten, dem unglücklichen Kapitän Scott, der einen Monat später als er nach unglücklichen Strapazen den Südpol erreichte, zuvorgekommen. Scott selbst kam mit seinen Begleitern, nur 20 Kilometer von seinem Lager entfernt, ums Leben. In seiner „Eroberung des Südpols“ berichtet Amundsen über diese Fahrt.

Durch seine Südpolexpedition glaubte Amundsen sich für die Wiederholung der Nansenschen Treibfahrt genug gerüstet, doch trat durch den Weltkrieg immer wieder eine Verzögerung des Unternehmens ein. Erst im Jahre 1918 trat er mit der „Maud“ die große Fahrt an, mußte zweimal überwinteren und konnte erst 1920 von Rom auf Alaska ins Eismeer vorstoßen. Doch unverrichteter Sache mußte er umkehren, und die jetzt entdeckte Hütte ist der letzte Aufenthaltsort seiner verstorbenen Begleiter.

Auch ein neuer Vorstoß, der vom Sommer 1922 bis August 1924 unternommen wurde, schlug fehl. Amundsen selbst nahm an der letzten Expedition allerdings nicht teil, sondern versuchte, den Pol auf dem Luftwege zu erreichen.

Während der erste Versuch im Mai 1923 mißlang, und der zweite, mit Ellsworth am Steuer, bis etwa 250 Kilometer an den Nordpol heranführte (Mai bis Juni 1925), konnte Amundsen mit Robile und Ellsworth zusammen auf einem halbstarren italienischen Luftschiff von Spitzbergen über den Pol nach Alaska fliegen, ohne dabei Entdeckungen zu machen.

Als im Juni 1928 die Mannschaft des italienischen Luftschiffes „Italia“ verunglückte, machte Amundsen in treuer Kameradschaft den Versuch, ihr mit einem Flugzeug zu Hilfe zu kommen. Während die Italiener durch russische Flieger gerettet werden konnten, fand man von Amundsens Flugzeug „Gotham“ nur noch Trümmer auf. Und seitdem ist Norwegens Nationalheld verschollen. Er ist wie 700 andere Polforscher vor ihm im ewigen Eis geblieben.

Leibl - Anekdoten

Der Gutmütige

In Aibling, dem Bauerndorf in der Nähe Münchens, hatte sich Leibl eingemietet und arbeitete an seinem Bild „Dorfpolitiker“. Als Atelier diente ihm eine geräumige Bauernstube, in der es fürchterlich viele Fliegen gab. Leibl beauftragte einen Bauernjungen, die Fliegen wegzufangen; vielleicht hätte es andere Mittel gegeben, die lästigen Insekten loszuwerden, aber es mochte dem Künstler Spaß machen, den kleinen Bißflus bei der Fliegenjagd zu beobachten. Für 20 Fliegen gab es einen Pfennig, und eine Papierbülle nach der anderen wurde gefüllt. Aber die Fliegen wurden nicht weniger. Tag um Tag kletterte der Bub an den Fenstern herum und haschte Fliegen von früh bis spät. Schon hatte er sich einen harten Taler verdient, doch war immer noch keine Abnahme der Fliegen zu bemerken. Bis ihm Leibl endlich hinter die Schliche kam. Der Junge tötete die Gesangenen nicht, wie ihm befohlen war, sondern er ließ sie abends, wenn Leibl im Wirtshaus bei seinen bäuerlichen Kumpanen saß, in der Malkube einfach wieder fliegen. Leibl sagt: „Ein raffiniertes Büchlein bist schon; ans Maul häßtst was verdient, aber bringst mich zum Lachen!“

Der Maler

Eines Tages ging Wilhelm Leibl mit dem Freiherrn von Persall am See spazieren, mit dem Gewehr über der Schulter; sie wollten den Hor, den Seeogel schießen. Persall ging voraus und blieb einen Augenblick stehen. Da rief Leibl ihm zu: „Bleib so stehen, ich will dich malen!“ Er raste nach Hause, holte Malgerät und sang an. Nach einiger Zeit hat Persall, sich aus seiner sehr unbehaglichen Stellung, mit diesem hochgelegten Bein, dem herumgeworfenen Kopf und den verdrehten Armen, rühren zu dürfen. Aber Leibl bedrohte ihn mit körperlicher Züchtigung, wenn er seine Stellung auch nur um einen Millimeter veränderte. Da der Hüte Leibl körperlich weit stärker war als der Baron, blieb das unglückliche Modell noch stehen; und als Persall dann nach weiteren Stunden schließlich halb ohnmächtig sein Modellstehen aufgeben mußte und neugierig sehen wollte, was nun Leibl in dieser frundenlangen satanischen Arbeit auf die Leinwand gebracht hatte, da fand nichts auf der riesigen weißen Fläche als ein talergroßes Stild des Lodenhutes. Keine Spitze, keine Knochlestriche, keine Komposition, gar nichts, als ein kleiner Fleck Lodenhut. Dieser aber vollendet bis ins letzte. Das war der Anfang von Leibls berühmtem Gemälde „Der Jäger“.

Der Kritiker

Ein Münchener Maler zeigte Leibl die berühmte Lithographie von Daumer, in der ein Maler in der Landschaft vor seiner Staffelei sitzt, hinter ihm ein zweiter, ein dritter und so fort in unendlicher Reihe. Der erste studiert die Natur, der zweite kopiert den ersten, der dritte den zweiten usw. „Sehen Sie“, lachte Leibl, „da haben Sie die ganze Münchener Kunst!“

Der Polsterer

Als Leibl während der Arbeiten an seinem bekannten Gemälde „Drei Frauen in der Kirche“ den Kopf der jungen Bäuerin beendet hatte, fragte er seinen Freund Spertl um sein Urteil. „Der Kopf ist gut“, meinte Spertl, „er könnte aber noch besser sein“. Da trahnte Leibl den Kopf wieder von der Leinwand herunter und machte ihn neu. Am nächsten Tage bat er Spertl wieder um seine Meinung. „Ja, weißt du“, bemerkte dieser ähernernd, „gestern war er doch besser“. Da aber fuhr ihn Leibl wütend an: „Warum hast du das nicht gleich gestern gesagt, du Dösel!“

Zum Tag des Handwerks

am 28. Oktober.

Das Handwerk im Wandel der Jahrhunderte

Ehret eure deutschen Meister,
Dann bannt ihr gute Geister!

(Richard Wagner in Meistersinger)

Am 28. Oktober findet zum zweitenmal in allen deutschen Gauen der Tag des Deutschen Handwerks statt. Ist der 1. Mai der Tag der nationalen Arbeit, der 1. Oktober als Erntedankfest der Tag des deutschen Bauern, so reiht sich daran im Oktober der Tag des deutschen Handwerks. 1933 wurde dieser Tag zu einer großen, wirkungsvollen Werbeaktion ausgestaltet, die unter dem Leitgedanken stand: Deine Hand dem Handwerk! Die Handwerker veranstalteten große Umzüge und zeigten mit ihren bunten Trachten und Zeichen die tausendjährige Tradition des deutschen Handwerks. Die Gedanken der Reichshandwerkswoche 1933 sollen am Tage des deutschen Handwerks 1934 — am 28. Oktober — weiter vertieft werden. Denn im Handwerk liegt urdeutsches Volkstum!

Das deutsche Handwerk kann mit berechtigtem Stolz auf eine ruhmvolle tausendjährige Vergangenheit zurückblicken, eine Vergangenheit, die im Spiegel der Geschichte das Handwerk zu allen Zeiten als den hauptsächlichsten Träger des Wirtschafts- und Kulturlebens zeigt, als die sicherste Stütze des politischen und sozialen Gemeinwohlens. Besonders aber im Mittelalter wird diese Bedeutung des Handwerks dokumentiert durch die historische Tatsache, daß es in seinen Zünften fast überall zum ausschlaggebenden Faktor des öffentlichen Lebens geworden war.

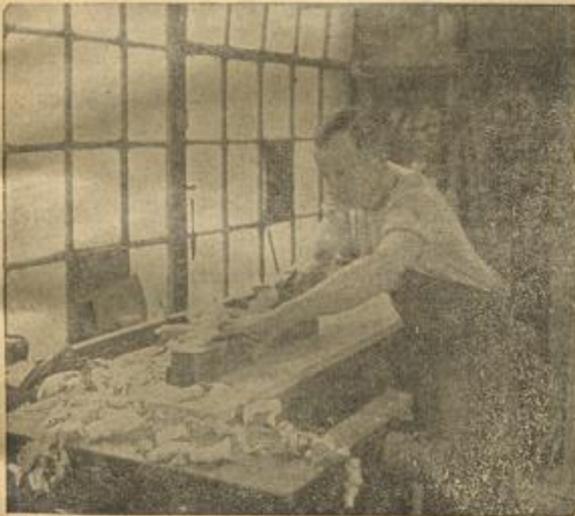
Die Entwicklung des deutschen Handwerks beginnt mit den Anfängen unserer Volksgeschichte. Schon die Germanen waren nicht nur geschickte Ackerbauern, sondern auch kunstreiche Handwerker. Darüber berichtet uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus: Schon in grauer Vorzeit verfertigten sie ihre notwendigsten Werkzeuge und Hausgeräte, aber vor allem auch die Jagd- und Kriegswaffen aus Stein, Holz, Horn und Knochen. — Die Bodenfunde und die letzten Ausgrabungen zeigen die germanischen Erzeugnisse in Erz (Schmuck und Waffen) auf erstaunlicher Höhe. Eine eigentliche Handwerkskunst bildete dabei die Schmiederei, und die germanische Sage berichtet schon von zaubertüchtigen Schmieden übermenschlicher Abkunft, sie feiert Wieland den Schmied, den Helden Siegfried, der sich selbst ein unvergleichliches Schwert schmiedete und erzählt von Zwergen und Erdsmiedeleien, die die Metallschätze des Erdinneren kennen und verwalten und zu wunderbarem Schmuck wie zu Waffen und Rüstungen umschaffen.

Und weiter berichtet Tacitus, daß der germanische Bauer aus den Stämmen des heimischen Waldes sein Pfostenhaus zimmert, das Gebälk mit Strohlehm dichtet und die Dächer mit Schilf und Stroh bedeckt, daß die germanische Hausfrau spinnt und webt, das Gerstenbier braut und aus Honig den Festtrank, den süßen Met, bereitet, das Getreide mit der Handmühle mahlt und daß sie das in jedem Haushalt unentbehrliche Topfzeug knetet und formt.

So sehen wir, daß bei unseren Vorfahren bereits das Handwerk in hoher Blüte stand und dies nicht aus einem öffentlichen Bedürfnis, sondern aus dem des Hof- und Familienhaushalts entstand.

Zunftwesen und Blütezeit

Nicht alles, was der Germane für seinen Haushalt brauchte, konnte er sich im Laufe der Jahrhunderte selbst anschaffen; er hatte immer mehr den Handwerker nötig und so vermehrte sich, gemäß der Steigerung und Vervielfachung der Lebensansprüche, auch die Zahl der handwerklichen



Lebensberufe, die als staatsbildendes Element seit der Wende des 9. Jahrhunderts nach Schaffhaftigkeit strebten. Das Handwerk konnte sich mit dem Erstehen und Aufblühen städtischen Lebens immer mehr entfalten, um dann mit der im Laufe des 13. Jahrhunderts erfolgten Stadterfassung („Die Stadtgemeinde unterscheidet sich von der Landgemeinde dadurch, daß sie von Rechts wegen der Mittelpunkt des Handels ist“) zur höchsten Blüte zu gelangen.

Der Zug des Volks zum Stadtleben steigerte sich immer mehr, die Zahl der zugewanderten Handwerker ward immer größer, und um die Wende des 13. Jahrhunderts vollzog sich im städtischen Gewerbebestand eine Entwicklung, die für die weitere Fortbildung des Handwerks wichtig und dem städtischen Erwerbsleben im Mittelalter ihr Gepräge aufdrückte. Die Blütezeit des deutschen Handwerks und die des deutschen Städtebaus im Mittelalter ist ganz wesentlich bedingt durch das Entstehen einer eigenartigen gewerblichen Genossenschaft, des Zunftwesens.

Die Zunft war ein Verband, in dem sich die Handwerker des gleichen Berufes enger zusammenschlossen. Als älteste Zunft kann die der Bettelweber in Köln um die Mitte des 13. Jahrhunderts genannt werden. Im Laufe des 14. Jahrhunderts kam es dann zu einer Ausdehnung der Macht der Zünfte. Je mehr durch die Leistungen der Gewerbe und die Ausdehnung des Verkehrs und Handels der Wohlstand der Stadt stieg, desto weniger waren die Zünfte geneigt, dem alten Patriziat, den Geschlechtern, die Realen

In allen Gauen Deutschlands findet am Sonntag der Tag des deutschen Handwerks statt. Die Bedeutung des Standes Handwerk — Meister, Gesellen und Lehrlinge — als ein wichtiges Glied der Volksgemeinschaft, wird bei dieser Veranstaltung durch Vertreter der Reichsregierung und der nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei dem deutschen Volke vor Augen geführt. In vielen Bezirken werden die Innungen, die auf Grund der Verordnung der Reichsregierung vom 15. Juni ds. Js. zu bilden sind, erstmals zusammentreten. Alle Teile des Handwerks müssen die Erkenntnis in sich aufnehmen, daß es gilt, die neuen Organisationsgebilde mit lebendigem und zukunftsrohem Geist zu durchsehen, um so einen starken und teagenden Eckpfeiler des jungen Deutschland zu bilden, auf den sich der Führer und Kanzler des deutschen Volkes in jeder Stunde verlassen kann.

Möge das Handwerk gerade in der Zukunft davon durchdrungen sein, daß im Kampfe um die Erhaltung der Existenz in erster Linie notwendig ist, durch Kameradschaftlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit und Gemeinfinn ein Vorbild zu geben.

„Die Eintracht der vereinten Kraft,
Sie ist es, die das Werk erschafft.“

Heil Hitler!

Die Handwerkskammer Reutlingen.

Der Vorsitzende:

Baetzner.

Landeshandwerksmeister.

Der Syndikus:

Eberhardt.

Der Städte zu überlassen. In kriegerischen Erhebungen — in der Geschichte mit Handwerker-Revolutionen bezeichnet — wurden die „Geschlechter“ in den Haupthandelsstädten befestigt und somit stieg die Bedeutung des Zunftwesens. Im 15. Jahrhundert besitzen die Zünfte obrigkeitliche Gewalt mit bestimmten Befreiungen gegenüber der Gesamtbürgerlichkeit und bestimmten Zwangsrechten, von denen gegenüber dem Handwerk der Zunftzwang der weit-aus wichtigste ist.

Bis zum 15. Jahrhundert bildet die Zunft eine Lebensgemeinschaft voll innerer Kraft und Entschlossenheit, eine Schule des Gemeinfinns, der Arbeitsamkeit und des echten Bürger Stolzes, eine Hüterin der Handwerkslehre. Und so konnte sich das Handwerk selbst zum Kunsthandwerk entfalten: der Goldschmiedelehrling Albrecht Dürer wurde Deutschlands größter Maler und der Bahnbrecher der Renaissance in Deutschland und Schöpfer des wunderbaren Sebaldusgrabes, Peter Vischer, war einer der größten Meister aller Zeiten; die vielen, wundervoll geschmückten Kanzeln und Chorstühle unserer gotischen Kirchen, die bunten Glasmalereien, die vielen Gilde- und Zunfthäuser, die Artushöfe und Trinkstuben und nicht zuletzt die malerischen mittelalterlichen Städte zeugen heute noch von einer Zeit, da das deutsche Handwerk auf höchster Blüte stand...

Der Verfall

Wenn man die Zeit von 1200 bis 1500 als die der Blüte des mittelalterlichen Städtebaus und der Zünfte erkennt, so muß man die folgenden 350 Jahre als die des völligen Niederganges bezeichnen. Die Ursache dafür man aber nicht in den innerwirtschaftlichen Veränderungen und dem Erstarken der Zunftorganisation sehen, sondern in erster Linie in den veränderten weltwirtschaftlichen Bedingungen — Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien — und in den politischen Einwirkungen des Dreißigjährigen Krieges. In der Folgezeit verfielen die nach dem Dreißigjährigen Kriege wieder zur Macht gelangten Territorialherren durch das „Merkantilsystem“ den Wohlstand ihrer Völker wieder zu heben. Und dadurch entstand in der Manufaktur dem Handwerk eine überlegene Konkurrenz. Zwar verhielten die Zünfte wenigstens den Lebensstand ihrer Mitglieder gegen Verschlechterung zu sichern, indem sie zu Verschärfungen der Bedingungen innerhalb ihrer Organisation schritten. So wurden die Verlängerung der Lehrzeit und die Erhöhung des Lehrgeldes, der Wanderzwang für die Gesellen eingeführt und die Aufnahmegebühr in die Zunft erhöht.

Unter solchen Bedingungen konnten viele Gesellen nicht mehr die selbständige wirtschaftliche Existenz erringen und so entstand ein Riß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und das bis dahin eine geschlossene Front bildende Handwerk begann zu zerfallen. Als dann die Zünfte noch allorts sich zu Auswüchsen hinreihen ließen, wandte sich auch die öffentliche Meinung gegen sie. Zwar verhielten die Reichspolizeiverordnungen von 1647 und 1688 die Mißbräuche zu verhindern, aber erst durch die Reichszunftordnung vom 20. Juni 1731 sollte das Gewerbe recht neu geregelt und zugleich die Zünfte vollständig der Staatsgewalt unterworfen werden. Somit war der Zunftzwang gebrochen und die Regierungen konnten selbst sogenannte „Freimeister“ ernennen, der vollständige Zerfall des Handwerks war aber nicht mehr aufzuhalten.

Entstehung und Bedeutung der Handwerkskammern

Die gewaltige Staatsumwälzung, die die französische Revolution auch in Deutschland nicht nur auf politischem, sondern auch auf wirtschaftlichem Gebiet mit sich brachte, ließ auch bei uns den „revolutionären Geist des freien Wettbewerbs“ aufkommen, und seit 1820 ist nun in ganz Deutschland die Gewerbefreiheit eingeführt. Die gewaltigen Fortschritte des 19. Jahrhunderts auf allen Gebieten bedeuten für das Handwerk ein wahres Verhängnis.

So kam es, daß das Handwerk, von den Führern des Wirtschaftsliberalismus abgeschüttelt, erst durch eine harte Schule schwerster Entbehrungen gehen mußte, ehe es sich auf sich selbst besann und zu jener mächtigen Handwerkerbewegung zusammenschloß, die im Handwerkerparlament am 15. Juli 1897 in Frankfurt „feierlichen und von Millionen Unglücklicher bezeugten Protest gegen die Gewerbefreiheit“ erhob. Dieser Beschluß wurde an die Nationalversammlung weitergeleitet. Da aber diese bald aufgelöst wurde, konnte auch die Handwerkerbewegung ihr Ziel nicht erreichen, im Gegenteil: mit der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes vom Jahre 1869 war die Gewerbefreiheit erst recht gesichert. Das neugegründete Reich übernahm sie und so ward sie zum Reichsgesetz.

Das Gesetz vom Juli 1897 verwirklichte dann einen großen Teil der jahrzehntelang verfolgten Bestrebungen des Handwerks; das wichtigste positive Ergebnis war die Erziehung von Handwerkskammern. Sie bilden somit — entstanden aus der Handwerkerbewegung und mit ihr unzertrennlich verwachsen — den Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des Handwerks.

In den letzten 30 Jahren...

Die Jahre von 1897 bis zum Weltkrieg waren für die deutsche Volkswirtschaft eine Zeit beispiellosen Aufstiegs. Einen wichtigen Fortschritt errang der Innungsgebanke mit dem Zusatz zur Reichsgewerbeordnung im Jahre 1908, wonach die Befugnis zwar nicht zum selbständigen Handwerksbetrieb, aber doch zur Ausbildung von Lehrlingen auf diejenigen beschränkt wurde, die durch einen Befähigungsnachweis, d. h. durch Ablegung der Meisterprüfung das Recht auf die Führung des Meistertitels erworben haben.

Gerade war die neue Reichsgewerbeordnung herausgekommen, als der Weltkrieg ausbrach und auch das Handwerk auf eine neue Befähigungsprobe stellte. Der Umsturz 1918 trug in das Handwerk starke Bewirrung. Wieder einmal stand es am Scheideweg und es griff zur Selbsthilfe. Im Frühjahr 1919 erfolgte der wichtige Zusammenschluß der deutschen Kleingewerbe zum „Reichsverband des deutschen Handwerks“ mit dem Sitz in Hannover. Es folgten die Jahre der Inflation, die ganz besonders dem Handwerk schwer zusetzte, und auch die folgenden Jahre bis 1930 brachten ihm keinen „goldenen Boden“. Nicht unerwähnt darf aber die weitere Entwicklung der Handwerkskammern bleiben, die sich insonderheit die Ausbildung des Standesgenossen und des Nachwuchses (in Fortbildungsschulen und Fachkursen) angelegen sein ließen.

Das Handwerk im nationalsozialistischen Staat

Die Einstellung des nationalsozialistischen Staates zum Handwerkerstand geht am deutlichsten aus dem erst dieser Tage erlassenen neuen Handwerkergesetz hervor, in dessen Zeichen der Tag des deutschen Handwerks 1934 steht. Danach sind sämtliche Handwerker in öffentlich-rechtlichen Pflichtinnungen zusammengefaßt. Diese Innungen werden durch die zuständigen Handwerkskammern zu einer Reichshandwerkerkammer zusammengeschlossen.

Die Gliederung des deutschen Handwerks steht nun so aus: Reichshandwerksleiter, ihm sind nachgegliedert: die Landeshandwerksleiter, die Handwerkskammern, die Reichshandwerkerschaften und die Innungen. Diese Neuorganisation des deutschen Handwerks ist nicht Selbstzweck, sondern dient der Allgemeinheit, indem sie einen lebenswichtigen Berufsstand mit dem Geist unserer Zeit erfüllt und ihn befähigt, für das Gemeinwohl des gesamten deutschen Volkes zu arbeiten.



Das ehrbare Handwerk

Von Werner Faber

Alt-Nürnbergs tugendhafte Handwerkerinnen

Aus der Freiheit des selbständigen Handwerksstandes entwickelte sich innerhalb der geschlechterstolzen Gilden ein Zunftwesen, das in seiner Organisation und Leistungsfähigkeit Vorbild für das gesamte gemeinnützige Leben in den deutschen Städten des Mittelalters wurde. Man hielt auf Herkommen und Ueberlieferung im Handwerksstande und befandete oft einen heute erstaunlich wirkenden Familieninn auch im beruflichen Leben. Eine eingehendere Beschäftigung mit den im Mittelalter zu hohem Ansehen gelangten Nürnberger Handwerkerfamilien bestätigt uns dies. Da wird uns von einem Meister Georg Glodendon, seines Zeichens Kupferstecher, überliefert, wie er „seine Söhne und Töchter dazu anhielt, daß sie täglich dem Illuminieren und Briefmalen mühten obliegen“. Man erfährt Lobendes von „einer in der Kunst des Wachsboffierens wohl erfahrenen“ Jungfer Johanna Sabine Freu. Im Nachlaß einer anderen Handwerkerin, der Susanna Maria aus der einst berühmten Stecherfamilie von Sandrart, findet sich eine Reihe sauberer Stiche nach Raffaels Geschichte der kleinen Susanna. Und ein gewissenhafter Chronist ver-

meldet aus dem Nürnberg des ausgehenden Mittelalters, daß vor Jahren die ehrbaren Frauen nicht allein im Seidensticken, auch im Teppichmachen sehr fleißig und geschickt gewesen seien, wie dann derselben Teppich, Banklaken, Kissen und Rucktücher noch viel bei den alten ehrbaren Geschlechtern gefunden werden".

Die Fleischer voran!

Seit alters her nahmen die Fleischer oder Knochenhauer unter den Handwerkern eine bevorzugte Stellung ein, die sich rein äußerlich schon dadurch offenbarte, daß bei Umzügen der Zünfte die Fleischer die Spitze bildeten. Zusammen mit den Schuftern und Bäckern, den Wollenwebern mit den Raschmachern gehörten sie zu dem angesehenen „Bergeweck“ eines Gemeinwehens. Als Friedrich I. als Krönungskönig von Preußen am 17. März 1701 in seine Residenz einzog, ritten die Fleischer der Stadt mit ausgesucht schönen Pferden und blinkenden Kürassen als eine in sich geschlossene, militärisch geordnete Formation an der Spitze des Festzuges. Sie standen so hoch in der Gunst ihres königlichen Herrn, daß er ihnen sogar das Mitführen einer neuen Paule gestattete. Wer heute Gelegenheit hat, einem Handwerker-Umzug beizuwohnen, wird noch mancherorts die besondere Stellung der Fleischer bestätigt finden.

Eine Ordonnance wider die Meurer und Zimmerleute

Am 14. Dezember 1735 erließ der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. folgende Ordonnance wider „muthwillige“ Meurer und Zimmerleute: „Nachdem uns verschiedene Klagen vorgekommen, daß in unserer Residenzien nicht nur der Muthwille der Meurer und Zimmerleute, sondern auch die Ueberhebung des Lohnes und andere Verdriehlichkeiten dergestalt überhand genommen... als haben Wir die folgende Ordonnance einrichten und gehörig publizieren lassen wollen, damit die Widerpässigen Meurer und Zimmerleute sich darnach ein für allemal allergehorsamst richten und sich der hiermit angedrohten Strafe, so in Branger stehen festgesetzt wird, hüten mögen: 1. ... liegt denen Handwerkern ob, ihre Arbeit fleißig und mit aller Treue und Fleiß zu vollbringen. 2. Da auch der Mißbrauch sehr eingerissen, daß die Meurer und Zimmerleute alle Morgen gewissen Brandwein fordern, daß sie sich vollsaufen und die Arbeit jedern veräumen und von der Hand schlagen, so soll solches gänzlich abgehehlet und derjenige, so sich unterthet, seinen zu fordern oder sich vorsehn eggen Geld vollzukaufen, so oft er darüber betreten wird, in einen Gulden Straffe der Obrigkeit verfallen sein. 3. Zum Tage Lohn bekommt ein Handwerksmann, er sey Meister oder Geselle, von Meurern und Zimmerleuten, wenn er dabei gearbeitet wird, 4 Groschen und täglich vier Quart Bier, von Ostern bis Michaelis. 4. In denen langen Tagen müssen sie präcise des Morgens früh um 4 Uhr an die Arbeit und vor 7 Uhr des Abends davon nicht wieder abgehen, auch des Mittags nicht über eine Stunde bey dem Essen aufhalten.“ — Kann man es den Bauhandwerkern verdenken, wenn sie sich bei so harten Arbeitsbedingungen nicht wohl fühlen und so bald wie möglich „in den Sach hauen“? Sie verließen das königliche Potsdam, wo der Krückstock gar zu emsig regierte und wanderten truppweise nach Mitteldeutschland ab. Zum größten Verdruss des Soldatenkönigs, der sie nur ungern ihrer Wege gehen ließ.

Von Butter- und Nagelhunden

Die Tierzuchtbestrebungen der neueren Zeit haben dazu geführt, den Haushund in seiner Eigenschaft als Arbeitskraft aus der Wirkungsstätte einiger weniger Handwerker zu verdrängen. Besonders im Niederrheinischen soll es noch im vorigen Jahrhundert auf dem Lande üblich gewesen sein, Hunde beim Buttern zu verwenden. Die Tätigkeit der vierbeinigen Gesellen bestand darin, daß sie das Butterrad zu drehen hatten, eine Beschäftigung, die ihnen die Berufsbezeichnung „Butterhund“ eintrug. Und bei den Nagelschmieden im Westerwald soll ebenfalls hin und wieder ein Hund in die Handwerksarbeit eingesperrt worden sein. Man nahm vornehmlich sprunghafte Schäferhunde und ließ sie gegen ein Tretrad anspringen, das einen Blasebalg in Bewegung setzte. Angeblich leisteten manche Hunde die Arbeit nicht ungern, doch wurde sie nicht zu Unrecht als elende Schinderei ausgelegt und behördlich verboten. Damit verschwanden die Bierbeiner endgültig aus der Werkstatt, wo sie zum Teil rechtlichaffene Gesellenarbeit geleistet hatten.

Handwerkliches Schaffen der deutschen Frau

Von Thea Karsten

Die Frauen, denen es in den letzten Jahren gelang, ein ausgeprochen männliches Handwerk zu erlernen und auszuüben, sind einzelne geblieben. Dennoch gibt es ganz bestimmte handwerkliche Berufszweige, in denen man auf die weibliche Hand niemals verzichten können. Heute sind die deutschen Handwerkerinnen, deren Arbeit sich meist auf bestimmte Gebiete erstreckt, in ihrer Verrichtung oder Fachgruppe des Reichsstandes des deutschen Handwerks aufgenommen und damit dem Arbeitsprozeß des deutschen Handwerks eingegliedert.

Für das handwerkliche Schaffen der Frau kommt natürlich in erster Linie ihre besondere Befähigung hinsichtlich künstlerischer Gestaltung sowie ihre leichte Hand für ganz bestimmte Arbeiten in Frage. In erster Linie ist es die Schneiderei, die noch überwiegend die Domäne der Frau ist. Hier greifen ja handwerkliches Können und künstlerischer Sinn zur individuellen Gestaltung der jeweils herrschenden Modediktanden eng ineinander. Die Anforderungen, die heute an eine gute Schneiderin gestellt werden müssen, sind außerordentlich groß. Der fast ständige Wechsel der Mode bedingt eine sichere Einfühlung in den jeweils herrschenden Geschmack. Die Schneiderin muß zugleich eine gute Psychologin sein, sie muß wissen, welche Kleider ihre Kundin tragen kann und welche Modelle ihrer besonderen Eigenart widersprechen. Und sie muß endlich das Technische zu meistern verstehen. Die Ausbildung vom Lehrmädchen bis zur Meisterin ist nicht leicht, und diejenigen, die bereits ihr Meisterstück gemacht haben, können auf den Titel „Meisterin“ auch besonders stolz sein.

Neben der Schneiderei ist es das Friseurhandwerk, dem sich immer viele junge Mädchen zuwenden. Auch hier ist die leichte und geschickte Hand der Frau besonders zu ihrer Arbeit berufen. Man wird in den Friseurgeschäften die Arbeit der Frau kaum je entbehren können, eine geschickte Friseurin findet immer ihre Arbeit, denn sehr viele Kundinnen lieben es nun einmal mehr, wenn eine weiche Mädchenhand ihren Wubentopf bearbeitet als die geschickteste Männerhand. Wer über ein wenig Kapital verfügt, dem bietet sich erst später die Gelegenheit, einen eigenen Betrieb zu eröffnen und Angestellte zu beschäftigen.

Es ist das wesentlichste Zeichen der neuen Zeit, daß wie auf allen anderen Gebieten so auch im Handwerk die Leistung ausschlaggebend ist. Niemand darf heute mehr prak-

tisch arbeiten, der nicht eine Prüfung bestanden und damit den Beweis seines Könnens erbracht hat. Die strengen Vorschriften auf diesem Gebiet, die oft als gewisse Härte empfunden wurden, sind aber zugleich der sicherste Schutz des handwerklichen Schaffens. Denn nur auf diese Weise ist es möglich, die Konkurrenz unfähiger Kräfte auszuschalten und dem gewissenhaften Handwerker freie Arbeitsmöglichkeit zu schaffen.

Ein weites Gebiet der Handwerkskunst, auf dem besonders die Frau ihr Können beweist, ist das Kunstgewerbe. Das Kunsthandwerk hat eine große Zahl von Frauen angezogen, die heute in den verschiedensten Berufen auf diesem Gebiet arbeiten, als Silber Schmiedinnen, als Juwelierinnen, als Keramikerinnen, als Architektinnen, als Modezeichnerinnen. Auf allen diesen Gebieten, auf denen sich künstlerisches Gefühl mit technischem Können verbindet, steht die Arbeit der Frauen obenan. Im Herbst vorigen Jahres bildete sich gerade für die deutschen Kunsthandwerkerinnen ein besondere Fachauschuß, der sich die Förderung dieses Berufszweiges besonders angelegen sein läßt.

Insbesondere in der Gold- und Silber Schmiedekunst haben die deutschen Kunsthandwerkerinnen ihr hohes Können schon wiederholt bewiesen. In allen kunstgewerblichen Ausstellungen können wir die von ihnen erschaffenen und selbstgeschaffenen Schalen, Teller, Krüge, Leuchter usw. bewundern. Daneben haben sie in der deutschen Schmuckindustrie durch ihre Schmiebearbeiten fördernd und lenkungsgebend gewirkt. Als letzterzeit beim Wettbewerb zur Beschaffung eines Abendmahlskelches, den die Deutsche Gesellschaft für Goldschmiedekunst ausrichtete, der dritte Preis einer Frau zugesprochen wurde, war dies ein schöner Beweis dafür, daß die Frau Anspruch hat auf die Betätigung im Goldschmiedeberei.

Alle Berufe, die in das Gebiet der Mode hineinpielen, also auch alle mit der Mode zusammenhängenden handwerklichen Berufe, haben das Können der Frau bewiesen. Viele Juwelierinnen arbeiten heute schon an der Gestaltung des deutschen Schmuckes. Zahllose schöne und in ihrer Einfachheit gediegene Schmuckgegenstände gingen aus den Händen weiblicher Juweliere hervor.

Auch in der Keramik kommt die künstlerische Gestaltungskraft der Frau zu Hilfe. Sie sieht heute vor der Drehscheibe und formt nach eigenem Willen und Geschmack Gebrauchs- und Schmuckgeräte, die Schönheit in unser Leben bringen. Wir wissen heute alle, daß gerade die Dinge des täglichen Lebens und Gebrauchs es sind, die uns in unserer Stimmung so oft beeinflussen. Wenn deshalb die deutschen Frauen im kunsthandwerklichen Schaffen daran mitarbeiten, Schönheit in unseren Alltag zu tragen, wenn sie für die Herstellung einfacher und schöner Gebrauchsgeräte, für die geschmackvolle Gestaltung unserer Wohnräume Sorge tragen, so kann man wohl behaupten, daß die Frau auf all diesen Gebieten des deutschen Handwerks auf dem rechten Plage steht.



Auf Schusters Klappen...

Wie das Handwerk an der deutschen Sprache formte
Von Robert Holtien

Wie tief das Handwerk mit allen seinen Bräuchen und Sitten, seinem Denken und Fühlen in dem Gemüt unserer Vorfahren verankert war, können wir auch heutigen Tages nirgendwo besser beobachten als an den Bildern, die sich in der Sprache erhalten haben. Recht einleuchtend ist die Herkunft der Redensart, die von des Schusters Klappen spricht. War doch das Wandern mit seinem frohen Liederklang ein gern geübtes Tun der wackeren Handwerksgejellen. Die haben damals so sehr dieser Sitte obgelegen, daß zeitweise ein Wanderverbot erlassen wurde, da die Drahtzieher, die Hornreher, die Brillenmacher, die Fingerhüter und viele andere löbliche Handwerker fürchteten, die Geheimnisse ihrer Kunst würden allzu sehr im Lande verbreitet und der Konkurrenz zugetragen. Damals entstanden auch die Lieder, in denen eine Anzahl gewisser Zünfte ihre besondere Note ausgeprägt erhielt, die hungrigen Leineweber, die spindeldürren Schneiderlein, die mustelgewaltigen Hammer Schmiede und wie sie sonst heißen mögen.

In der Werkstatt des Schneiders wird das „Sticheln“ geübt, was man einem Spötter bisweilen verübelt. Wenn jemand friert, dann friert er „wie ein Schneider“. Und „auspassen wie ein Heilmacher“ muß der Meister, der die Hefel, nämlich kleine Knopflöcher oder Dejen, zu nähen hat.

Die „Stichprobe zu machen“, ist jedoch Sache des Bergmannes, der in der Erde Schatz ein Stück zur Probe absieht, um es dann weiter auf seinen Gehalt an edlen Erzen zu prüfen. Im günstigen Falle liegt dann etwas „Stichhaltiges“ vor.

Das „Verlohlen“ liegt dem Holzhauer ob. Der Lohgerber aber ist wegen der Betrübnis ins Sprichwort eingegangen, die ihn überfällt, wenn er die Felle davonschwimmen sieht, die er nach dem Laugen im reinen Wasser des Baches geschwemmt hatte.

Sprechen wir von einer herlidenden Frau, so denken wir sicherlich nicht ohne weiteres an den Vogelsteller der alten Zeit, der das Reh solange „rückte“, bis ihm das Opfer in das Garn ging. Sein Gewerbe ist heute ebenso verpönt wie das des Mannes, dem die geliederten Säger auf den

Veim gehen, der auf die ausgelegten Nuten gestrichen worden war.

Und dann das Prügeln! Wenn man die Redewendungen zusammenstellt, die sich mit diesem Tun beschäftigen, so muß man zu der Auffassung gelangen, daß es von den wackeren Handwerkern recht ausgiebig ausgeübt wurde. Das Verdreihen liegt dem Scheunendreher ob, das Bewamien dem Schneider, das Durchbläuen dem Färber, das Verwichen dem Schuhmacher. Der Schuster verlohlt seinem Feinde das Fell, der Holzhauer verkehlt seinen Gegner, der Gerber gerbt das Fell oder das Leder. Woraus zu ersehen ist, daß unsere Vorfahren recht wehrhafte Männer gewesen sein müssen.

Fast alle diese Ausdrücke zeichnen sich durch kräftige Bildhaftigkeit aus. Vielen ist auch ein handfester Humor eigen. Sie sind es wert, in Ehren gehalten zu werden. Und Sache des nachdenklichen Mannes ist es, sich ihrer Bedeutung und ihres tieferen Sinnes bewußt zu sein, damit ihnen nicht Gewalt angetan werde.

Rundfunk

Programm des Reichsenders Stuttgart

Sonntag, 28. Oktober:

- 6.35 Aus Hamburg: Hasenkoncert
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten
- 8.25 Nach Frankfurt: Gymnastik
- 8.40 Bauer, hör zu!
- 9.00 Aus Stuttgart: Evangelische Morgenfeier
- 9.45 Morgenmusik
- 10.10 Messe solennis von Boezi
- 10.45 Deutsches Volk — Deutsches Erbe
- 11.30 Aus der Burg Dankwarderode: Uebertragung einer Rundgebung zum Tag des deutschen Handwerks in Braunschweig
- 12.30 Aus Stuttgart: „Ehrt Eure deutschen Meister!“
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 Im Land des Weins und des Gesangs
- 13.45 Stunde des Handwerks
- 14.00 Aus Frankfurt: Kinderstunde: Kasperl im Variete
- 15.00 Aus Stuttgart: „Immer mal wieder die Liebe!“
- 15.40 Klaviermusik
- 16.00 Aus München: Nachmittagskonzert
- 17.30 Aus Stuttgart: Aldeutsche Liebes- und Tanzlieder
- 18.00 Aus Tübingen: Funkbericht aus dem Tropengenehmungsheim anlässlich des 25jährigen Bestehens des Deutschen Instituts für ärztliche Mission in Tübingen
- 18.45 Aus Stuttgart: „Kreuz und quer“
- 19.30 Nach Frankfurt: Saarländische Städtebilder: Saarbrücken
- 20.00 Sportbericht
- 20.15 Aus Stuttgart: Bunter Abend
- 21.30 Aus Frankfurt: 2. Meisterkonzert
- 22.10 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.45 „Darf ich bitten...?“
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenpruch
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Funkwerbungskonzert der Reichspostreklame Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 29. Oktober:

- 8.45 Frauenfunk
- 10.15 Schulfunk für alle Stufen: Deutsches Volk, deutsche Arbeit
- 10.45 Zwei Stücke für Violine und Klavier
- 11.00 „Märsche auf Piano-Accordeon“
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Was wir selten hören
- 15.30 Aus Stuttgart: Afrikanische Reise-Erinnerungen
- 16.00 Aus Breslau: Nachmittagskonzert
- 17.30 Aus Stuttgart: „Bunte Musik“
- 18.00 Hitlerjugend-Funk für WdM.: Jungmädel auf Fahrt
- 18.30 Aus Ulm: Unterhaltungskonzert
- 19.40 Aus Stuttgart: „Wie wird man 100 Jahre alt?“
- 20.10 Nach Frankfurt: Saarumschau
- 20.30 Nach Frankfurt: „Seemannsgarn“
- 20.50 Aus Frankfurt: Schachräber und Matrosen
- 22.30 „Bunt ist die Welt der Töne“
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 30. Oktober:

- 10.15 Schulfunk — Fremdsprachen: Englisch
- 10.45 Aus Karlsruhe: Kammermusik
- 12.00 Aus Karlsruhe: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Ein Duzend Wünsche
- 15.30 Kinderstunde: Der Schindler am Rumpelbalch
- 16.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
- 18.00 Aus Stuttgart: Französischer Sprachunterricht
- 18.15 Aus Frankfurt: Aus Wirtschaft und Arbeit
- 18.30 Aus Mannheim: Operettenkonzert
- 20.10 Vom Deutschlandsender: „Dorfirmitz“
- 20.50 Aus Stuttgart: Orchesterkonzert
- 22.30 „Ein Ständchen in der Nacht“
- 23.00 Aus Breslau: Tanzmusik
- 24.00 Aus Stuttgart: Nachtmusik.

Mittwoch, 31. Oktober:

- 10.15 Aus Königsberg: Schulfunk — Stufe 2: 400 Jahre Lutherbibel
- 10.45 Aus Stuttgart: Lieder und Duette
- 11.30 Aus Frankfurt: Sozialdienst für die Saar
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Unter der Sonne Italiens
- 15.30 Aus Stuttgart: Blumenstunde
- 16.00 Aus Berlin: Nachmittagskonzert
- 17.40 Aus Stuttgart: Georges Boulanger spielt
- 18.00 Lernet morjen!
- 18.15 „Berufsschulung als Dienst an der Nation“
- 18.30 „Dein Rundfunk“
- 18.45 Die Regensburger Domspatzen singen
- 19.00 Aus Frankfurt: Lachender Funke
- 20.10 Nach Frankfurt: Unsere Saar — Den Weg frei zur Berufshandigung
- 20.35 Aus München: Stunde der jungen Nation: „Weltkrieg“
- 21.00 Aus Stuttgart: „Von der Pfalz und von der Saar“
- 22.30 „Der Liebesgarten“
- 22.45 Aus Leipzig: Nachtmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

